Reportage und Dichtung / Eine Rundfrage

MAX HERRMANN-NEISSE:

Ich glaube, daß die sachliche Reportage wiederum entscheidenden Einfluß auf die Roman- und Novellendichtung gewinnen wird. *Wiederum* sage ich, weil ja schon einmal ein dichtender Reporter entscheidend wirkte. Er hieß Emile Zola. –

BUCH-CHRONIK DER WOCHE

Thomas Mann

[illegible]

Unsere 3-Mark-Reihe in Halbleinen

[illegible]

Die Meister

[illegible]

DEUTSCHE-MEISTER-VERLAG · MÜNCHEN [illegible]

[illegible]

[illegible]

ALBERT EHRENSTEINS PROSA

Zwei schöne Bände sammeln jetzt (*im Verlage E. Rowohlt, Berlin*) Albert Ehrensteins Erzählungen und Aufsätze. Es ist eine große Freude, ein wirklicher Genuß, die gewissenhafte, selbständige Prosa dieses Schriftstellers wieder zu lesen, der im heutigen Deutschland eine so seltene Erscheinung ist. Nämlich kein Vielschreiber und in allen Stilen spielerisch Gewandter, dessen wahres Wesen nie zu fassen ist, sondern ein bedächtiger Schöpfer, der Weniges, aber Auserlesenes und Gereiftes in die Öffentlichkeit entließ, und eine durchaus eigene, markante Persönlichkeit. Ein *Dichter*, der auch in seiner Prosa ein Dichter bleibt, mit einer fest verankerten, im Blut entschiedenen Lebensstimmung und Gewissensüberzeugung, der anständigsten, die es für klar Sehende und gerecht Empfindende geben kann: der konsequent pessimistischen. Aktueller als je sind heut Ehrensteins Dichtungen, mehr als je erkennt man heut den Wert seiner gründlichen Schwarzseherei, nachdem ein verantwortungsloser Optimismus, ein sich selbst berauschendes Ja sagen, um jeden Preis rosiger Stimmung sein, rechts wie links, den ganzen Unflat deutscher Verhältnisse von der Kriegszeit bis zum heutigen Tage bedingten und stützten. Weiter hätten uns, beizeiten richtig gelesen, Ehrensteins Dichtungen gebracht, als die leichtfertig beduselten Schwarmschriften blinder Enthusiasten, nämlich dorthin, wo alle fruchtbare und wirksame Weltänderung zu beginnen hat: zu uns selbst! Als herrliche Einheit, als ein Block schwermütiger Schicksalsdichtung, steht nun dieser Band „*Ritter des Todes*" da, der die Ernte der Jahre 1900 bis 1919 birgt. Sein Grundkolorit, seine Gefühlstonart ist ein grenzenloser Galgenhumor, eine „herzzerreißende Lustigkeit". Es ist in Ehrensteins Wesen und Werk etwas dem großen Münchner Stegreifspieler Karl Valentin Kongeniales, das sich auch in stilistischen Nuancen zeigt. („Ich bekam einen unendlichen Lachkrampf, überlegte noch, ob ich mir nicht ein bisserl von dem Lachen einwickeln und für die Tage der Trostlosigkeit aufheben solle.") Es ist auch derselbe, hohe, über den üblichen Niederungen und Nachsichtigkeiten Posto fassende Standpunkt, vor dem das Wort „Ruhm" zerbirst angesichts zweier toter Fliegen oder gegenüber der unbeachteten Affäre, daß ein alter und ein junger Hahn auf dem Misthaufen miteinander um die Weltherrschaft kämpfen. Die Erkenntnis, daß alles „relativ ist", bekommt hier radikale, gefährliche Folgerungen. Denn Ehrenstein ist ein abgründigerer, unerbittlicherer Revolteur als die Angestellten der Parteischablone. Er wagt sich nicht bloß an die Unzulänglichkeiten des zufällig herrschenden Regimes, er speit nicht nur vom Käfig der einen Klasse aus in den der andern Gift und Galle, er verwirft jede Unfreiheit und Fesselung, jeden Staat und jede sittenrichterliche Anmaßung, er sieht die Unzulänglichkeit des ganzen Verhängnisses: leben, das heißt, sterben müssen! Er ist einer von den Wenigen, allzu Wenigen, die dem Fruchtbarkeitskoller unzurechnungsfähig Daseinsvernarrter die ethische Forderung entgegensetzen, dieses Danaergeschenk des Daseins nicht weiterzugeben, nicht Unschuldige wieder mit dem Fluche des Geborenwerdens zu belasten. Er erbarmt sich unser aller, der grausam für ein Ende mit Schrecken aufgesparten Todeskandidaten, der grausam für ein gräßliches Schlachtfest gehegten Opfertiere, der grausam dem Verröcheln geweihten Ritter des Todes. Mit einer herzlichen Dankbarkeit liest man nun wieder die klassischen Prosastücke: „Ritter Johann des Todes", „Tubutsch", „Selbstmord eines Katers", „Nepomuk Kiwi", „Wadandermer". Man kostet die gekonnte Form aus, sei es die des Märchens, sei es die der bitteren Offenbachiade, sei es die Sprache der Antike, wenn politische, literarische, erotische, allgemein menschliche Katastrophen in schamhaft distanzierter Haltung erzählt werden. Und man stärkt sich selber am berechtigten, zielsicher Schmähung kundigen Ingrimm, der die Dinge unnachsichtig beim Namen nennt und kompromißlos jeden renommierten Irrwahn und Mißbrauch der europäischen Konvention geißelt. Das geschieht auf eine noch unmittelbarere Art, der auch hartnäckig an der Tendenz vorbei Hörende ihre Ohren nicht verschließen können, in dem Essaybuche „*Menschen und Affen*", der Auslese einer zielbewußten Warner- und Verkündertätigkeit von 1910 bis 1925. Diese Essays, Buchankündigung oder Einleitungen zu Büchern, sind (keinem Verlage und keiner verlegerischen Absicht zu Munde redende) Musterbeispiele kurzer, bildhafter, wortstarker Darlegungen, handfester poetischer Propaganda. Die Ablehnung von Vorurteilen verwerflicher Moral- und Staatsansprüche, von Rassen- und Kasten-Dummheiten und -Bosheiten geschieht so drastisch als möglich und nötig, die Formulierung der Verdikte mit der erforderlich klotzigen Eindeutigkeit. Auch die Formulierung literarischer Kritik, einer, die von höherer Warte aus sichtet, als es die kargen Mathematiklehrer einer heut tonangebenden Beckmesserei tun. Hier wird auch die positive Seite eines Künstlers von Qualität deutlich sichtbar, der Qualität auch bei andern zu würdigen weiß und lieber anerkennt, als (was er leider so oft muß) Falsches verdammt. Das bezeugen die mehr als gerechten, sich menschlich, mit der eignen Persönlichkeit einsetzenden Verkündigungen der Bedeutung Gerhart Hauptmanns, Altenbergs, Wedekinds, Scheerbarts, Trakls, Kokoschkas, Upton Sinclairs und, ehrfurchtgebietend, mit der grundsätzlichen, schlichten Ergebenheit des Gläubigen vorgetragen, der die ihm gemäße Religion fand, das Bekenntnis zur weisen Lebenslehre Gotamo Buddhos. Wieder wird denen, die am Leben leiden, an der Menschheit verzweifeln, die Todesangst in jeder Äußerung dieses maskenhaft verzerrten Weltrummels durchschauen, ein Panier gegeben. Und auch durch diese Erzählungen und Aufsätze rauscht der dunkle Strom: „Ich bin die schwarze Fahne, die trauert durch den Raum, ich bin die schwarze Amsel, die singt vom Todesbaum . . ."

Max Herrmann (Neiße).

Kleines Feuilleton

[illegible]

[illegible]

Wichtige Bücher!
GERHARD SCHÄKE
„Ich bin Gott!"
GERHARD SCHÄKE
„So ist das Leben"

Das neue Heft
MAGAZINS
Das Leben

ALBERT EHRENSTEIN
ERNST ROWOHLT VERLAG

Anläßlich eines anonymen Typs

Geehrter Herr!

Sie erklären in der vorletzten Nummer der L. W. den Dichter Max Herrmann für einen der „wenigen und reinen Lyriker der Jetztzeit". Jetztzeit ist ein herrliches Wort, aber Ihre Bemerkung wird dadurch nicht klarer. Soll Ihre Behauptung ein Witz sein? dann ist er sehr matt, oder meinen Sie sie ernstlich? Es wäre doch bedauerlich, wenn Sie mit der deutschen Sprache auf ebenso gespanntem Fuße ständen, wie der Herr Herrmann. „In diese Grube gekniet", ist überhaupt kein Deutsch. Es müßte heißen: In einer Grube kniend. Was ist goldener Mord? Von allem sonstigen Sinnlosen zu schweigen. Vielleicht haben Sie einige Zeilen in Ihrem Blatt zur Erklärung übrig.

Berlin, den 19. Juni 1926.

Natürlich steht es jedem frei, sich nach Herzenslust zu blamieren. So wäre auch über die stupide Beschwerde eines anonymen Mißvergnügten kein Wort zu verlieren, erschiene einem der (hoffnungslose) Fall nicht typisch für eine weitverbreitete Haltung der Kunst gegenüber.

Kunstwerke sind für das Besserwissen und Übelwollen der Banausen einfach vogelfrei, jeder verständnislosen Nörgelei, jedem wildgewordenen Beanstandungswahn preisgegeben! Hier geniert sich niemand, sein unmaßgebliches, unerwünschtes, durch keine Sachkenntnis, kein Verantwortungsgefühl beschwertes Urteil als unfehlbare Weisheit hinauszuschmettern; hier hat jeder, der ein Amt hat, die desto anspruchsvollere Meinung und läßt sie unbedenklich vom Stapel. Man erlebt das hundertmal, wie so ein „akademisch gebildeter" Herr, der auch nicht die geringste Ahnung von den Erfordernissen und Bedingungen der Kunst hat, flott opponiert, irgendeinem Werke oder Dichter gekränkt eine schlechte Zensur erteilt. Wie eine standesgemäße Nulpe, die sich nie um Kunsterfassen bemühte, kaum drei anständige Bücher in ihrem Leben las, und diese auch nur durch Zufall, flugs ganz von oben herab einen Kunstschöpfer abkanzelt, als wäre der ein leichtfertiger, dummer Junge und nicht ein ernsthaft, streng um seine Formen- und Gestaltungswelt ringender, reifer Geist. Gerade die sogenannten „besseren Stände" leisten in dieser Überheblichkeit Hervorragendes. Jeder simple Oberlehrer, Jurist, Mediziner, Apotheker, Landmesser, Ingenieur erlaubt sich das bornierteste Verdikt.

Wer sich blindlings auf seinen Schuster oder Schneider verläßt und seiner Köchin nicht ins Handwerk zu pfuschen wagt, macht einem Dichter mit bestem Gewissen Vorwürfe und Vorschriften; wer keinen Satz von Kerr kapiert, unmusikalisch bis auf die Knochen, kunstblind ohne Aussicht auf Heilung ist, beschimpft Gedankliches, was er nicht fassen kann, als wirres Zeug und Melodisches, was seinen Eselsohren keinen Eindruck macht, als unnützes Geräusch. Es ist das instinktive Hassen des Dumpfen gegen das Schöpferische, der Subalternen gegen alles, was ihrer Welt überlegen, ihren Disziplinargerichten unerreichbar bleibt. Es ist das, was bei uns immer dem Plumpmateriellen, dem mit der rohen Macht Wirkenden, den Vorrang gibt, früher einen Leutnant turmhoch über Gerhart Hauptmann, Simmel, Virchow stellte, heut einen rabiaten, stieren Schieber, Schwerindustriellen, Bankgewaltigen höher wertet als Mombert, Ehrlich, Einstein. Was den ewigen Kadetten, der sich was drauf zugute tut, kein literarisches Werk gelesen zu haben, allen geistigen Führern vorzieht und zum Symbol einer ganzen, willentlich kulturlosen Nation macht. Und haben derlei Kreaturen, durchaus erfolgsanbeterisch, profitbewundernd, zahlengläubig, immerhin noch vor auflagehohen Romanschriftstellern und tantiemegesegneten Dramatikern, auch wenn deren Werke ihrem Geschmack nicht entsprechen und ihrem Horizonte zu hoch sind, eine gewisse Achtung, so ist der Lyriker einfach das schutzlose Objekt ihrer rohen Anrempelei, der traurige Narr, dessen Geschäftsuntüchtigkeit und Nutzlosigkeit innerhalb einer nur noch auf den Marktwert gestellten Welt allgemeines Ärgernis erregt. Merkwürdigerweise haben aber diese unbeglaubigten Widersacher auch vor einer so ungefährlichen, machtlosen Kategorie, wie sie Lyrik heut ist, nicht den Mut, ihre Ein- und Anwürfe mit dem Namen zu decken. Selbstverständlich ist irgendeine Diskussion mit ihnen unmöglich. Es fehlt die geringste gemeinsame Basis. Blinde sprechen von der Farbe. Die Sache ist ganz, ganz aussichtslos, allzu ungleich verteilt sind die Rollen. Wer den geheimen, naturhaften Kräften der deutschen Sprache fern ist, dem kann man auch keine sprachkritische Lektion erteilen. Auf der Gegenseite sind die geringsten Voraussetzungen nicht da. Es geht ihr, wie es mir selbst früher mit der Mathematik ging: man hat kein Organ für das, worauf es ankommt! Wer fragt: „Was ist goldener Mord?" der schaltet als Kritiker, Genießer, Publikum von Lyrik einfach aus. Einem heillos Unmusikalischen ist nicht beizubringen, warum Mozart so oder so komponierte. Und Botokuden gibt es überall. Lyrik hat wie jede Kunst ihre eignen Gesetze, ihre eignen Mysterien. Wäre, was ich gestalten wollte, in jedem Idioten verständlicher Mischmaschrede gestaltbar, hätte ich nicht nötig gehabt, ein Gedicht zu schreiben. Was ich darstellen, was ich formen wollte, konnte nur in dieser Gestalt lyrisch werden. Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Kommentare, Eselsbrücken werden nicht ausgegeben. Und mögen jene kahlen, kargen, dreisten Lästerer sich noch so verheerend auf meine Gärten stürzen – „aber die Rosen hören nicht auf zu blühen!"

Max Herrmann (*Neiße*).

Max Bruns

Radiobrief (III)

Walter de Gruyter & Co.
Berlin W 10 und Leipzig

Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. [illegible]

Zum 150. Geburtstag
Barthold Georg Niebuhrs
erschien soeben:

Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs

Herausgegeben von
Dr. Dietrich Gerhard
und
Prof. William Norvin

Im Auftrage der Literaturarchivgesellschaft zu Berlin. Mit Unterstützung der Preuß. Akademie der Wissenschaften und des Rask Oersted Fond zu Kopenhagen.

Band I. 1776–1809
Oktav. CXXXIV, 542 Seiten
Mit 8 Bildtafeln
Geh. M 18.-
In Leinen geb. M 20.-

[illegible]

BUCH-CHRONIK DER WOCHE

Junge Dichtung

I. ALEXANDER NEWEROW

Zu den neuen russischen Realisten, den Vertretern einer zugleich wahrheits-fanatischen und zuversichtlichen (um nicht zu sagen: optimistischen) Sachlichkeit gehörte auch Alexander Newerow. Er starb 1923, wäre jetzt vierzig Jahre alt geworden, stammte von Bauern ab, trieb sich in allerlei Zufallsberufen herum, wurde schließlich Elementarlehrer, kam durch eine siebzehnjährige Gymnasiastin in die revolutionäre Bewegung und starb siebenunddreißigjährig plötzlich an Herzschlag. Die beiden Bücher, die in schöner deutscher Umdichtung von Maria Einstein existieren, zeigen einen robusten Schilderer dessen, was ist, einen unpathetischen, unsentimentalen Elendsepiker, der nichts rosigrot verklärt, keine Lügenglorie webt, vielmehr das Schlimmste in seiner ganzen Kraßheit notiert und trotzdem den Glauben an eine bessere Zukunft festhält. So unerschütterlich mutig ist vor allem sein Roman „*Taschkent, die brotreiche Stadt*" (Neuer Deutscher Verlag, Berlin), der einem zwar keine gräßliche Einzelheit erspart, dennoch nicht totzukriegen ist an zukunftsgetroster Gesinnung und zur praktischen Arbeit am Neuaufbau anspornt. Die höllische Misere der russischen Hungersnot ist da in ihrem ganzen Umfange geschildert, und dennoch hat das letzte Wort die elementare Lebenskraft des Volkes, der nicht zu brechende proletarische Kampf- und Siegeswille. Der eben erschienene Novellenband „*Das Antlitz des Lebens*" (Verlag für Literatur und Politik) stimmt nur ganz selten noch, und nur sehr zurückhaltend, zwischen den Zeilen zu lesen, den Ton froher Gewißheit an. Diese zwölf Erzählungen geben scheinbar unbeteiligt, gefühllos, knapp ein paar Situationsskizzen aus dem heutigen Rußland, und zwar nicht pompös aufgemachte heroische Szenen oder große politische Aktionen, sondern untergeordnete Kleinzüge des Daseins, die Niederschläge der Revolution tief drin in der Provinz, in irgendeinem Dorfe, wo dann – fernab von der steigernden Protokollphraseologie der Regierungszentren – alles sehr nüchtern brutaler schmieriger Machtkampf und Interessenintrige wird. Da kommt Stärke und Schwäche, Gutes und Böses des russischen Menschen noch drastischer heraus, hat die Kameradschaftlichkeit, der aufopferungswillige Kollektivismus dicht neben sich die stierste Herdenroheit, die fatalistisch grausame Gleichgültigkeit, ist der Ausbruch gütiger und grausamer Instinkte gleich unberechenbar. Unbeschönigt ist hier zu sehen auch die Kehrseite des jähen, radikalen Umsturzes: wie sich unreife Rabiatheit bestätigt fühlt, wie plötzlich das schlammigste Unterst zu oberst kommt, erotisches und andres Rowdietum eine falsch verstandne Freiheit beansprucht, Sensitives, Zarteres, Schwächeres niedertrampelt, Pöbel Pöbel bleibt (nämlich Pöbel macht stets das siegende Prinzip zum Vorwand für die Befriedigung seiner gemeinsten Gelüste. Pöbel war unterm Zarentum oder unter Wilhelm dem Zweiten Spitzel und amtlicher Provokateur, im Kriege schneidiger Etappenheld, patriotischer Brandstifter und Notzüchtiger, ist im Sowjetrußland also Revolutionshyäne). Die ehrwürdigen Thesen der Revolutionsideologie werden in seinem Munde unverdaute Renommierphrasen, sachliche Einwände gegen das überlebte Alte zu Mißhandlungen wehrlosen Alters. Zwischendurch eine rotgardistisch motivierte Kriegergeste, wie eine zum Tod verführende Pointe des sowjetmilitaristischen Lesebuchs. Dann wieder erschütternde, in ihrer Stenogrammkürze abwürgende Aufnahmen der Hungerkatastrophe, ganz ehrlich: man frißt Unrat, gibt die eignen Kinder preis, krepiert elendiglich. Und immer wieder werden die Weiber durch ein falsch angewandtes Freiheitsprinzip in ihren taktlosen Tollheiten entfesselt, dann gibt es natürlich Mord und Totschlag, es sei denn, daß die hemmungslose Unnatürlichkeit in der Bestallung als Sowjetbeamtin ein Ventil erhält. Wirklich schön, propagandistisch stark, das Beste des Bandes: „Ein Fall aus dem Leben", in seiner aufreizenden Kurzdarstellung, eine richtige Revolte auf sieben Seiten!

II. JAKOB HARINGER: KIND IM GRAUEN HAAR
(Iris-Verlag, Frankfurt)

Es gibt auch in unsrer lyrikfeindlichen Zeit noch eine ganz kleine heimliche Bruderschaft wirklicher Lyriker. Sie erkennen sich sofort an dem besonderen, echten Ton ihrer Verse. Es gehört keine unbedingte formale Vollendung dazu, sondern eben dies kaum definierbare, durch keinen Krampf und kein Training zu erlangende Stigma der lyrischen Berufung. Haringer ist unweigerlich einer von uns Wenigen. Ich kenne ihn nicht persönlich, und ich habe an seinem Werke manches auszusetzen – aber ich fühlte und wußte bei der ersten Lektüre seiner Gedichte beglückt: hier ist ein Dichter, der diesen Namen tatsächlich verdient! Haringer konnte für sich und seine Art keine beßre Kennzeichnung finden als „Kind im grauen Haar". Kind bleiben, in selig-unseliger Gottes- und Weltkindschaft beharren, das ist auch so ein Merkmal des wirklichen Dichters. Und daß die böse, harte, zynische Welt um diese ewige Kindschaft nicht zugestehen will und keine Rücksicht auf sie nimmt, das ist schließlich der Konflikt, aus dem unsre klagenden und anklagenden, traurigen und erbitterten, verletzten und empörten Strophen entstehen. Auch Haringers neuer Gedichtband ist keine Überraschung, bringt keinen Wechsel der Motive, der Gefühlslage, des seelischen Klimas. Aber er bestätigt abermals die Ursprünglichkeit, Kraft und Anmut seiner besonderen Melodie. Aus unentrinnbarer Tragik blüht es auf, immer singt Einsamkeit die lieblichsten Lieder, macht der Schmerzensreiche die vollkommene Musik, ein von Leben, Gott, Liebe Verstoßner, von allen Sternen Verlaßner schenkt seinen Leidensgenossen wundersame Trostspielzeuge. Zwischen dem Vergangenen und dem Erträumten spinnt sich diese Welt, zwischen Erinnerung und Sehnsucht, und des bewußten Träumers Reue und Aufsässigkeit hegt als sein Glück und Unglück „in der Nacht wachliegen und nachdenken, daß alles so ganz anders sein könnte." Wie süß ist es, sich in seinem Weh an die kleinen Dinge des Lebens zu lehnen, der Lenau höret nimmer auf, Volkslied und Eichendorff ist hier noch wahr, keine Stimmungsmache, kein Requisit. Romantik ist keine Maskerade in künstlichem Stilkostüm, sondern heutige Romantik, der einer Tippmamsell spärliche Freuden, einer Bahnhofshure Passion, des Dickwerdens Melancholie und Bitternis, die Wirrnisse eines Pubertätsjünglings zu ebenbürtig poetischen Anlässen für sarkastische oder gerührte Schwärmereien werden. Zwischendurch wird sympathisch brutal dem offiziellen und intellektuellen Würdepack eins auf den Blitzableiter gepfeffert. Und alles das besitzt wieder die Unarten und Lässigkeiten der Haringerschen Diktion auch, die sich's oft zu leicht macht, nimmt, was kommt, sich mit einem ungefähren, reimähnlichen Anklang begnügt, in Metaphern wüstet, alles wahllos auf einen Haufen schüttet. Besitzt immer wieder danach das mühelos Liedhafte, einfach und unprätentiös Bildvolle, ohne Gewaltsamkeit und Protzerei Vagantenehrliche, und kann seines Sterns gewiß sein, „der aus Tod und Sterben ihn erlöst".

III. MARIA LUISE WEISSMANN

beherrscht eine lyrische Form, die sie freilich von andren bezieht. Innerhalb ihrer (abhängigen) Art aber ist sie unaufdringlich, gewissenhaft, geschmackvoll (bisweilen ins Geschmäcklerische, in ein gepflegtes Dilettantentum übergreifend, das zuviel intellektuellen Ehrgeiz hat und sich die Dinge philosophisch schwer macht). Aber sie beansprucht sympathischerweise sowieso für ihre Basteleien nicht die allgemeine Anteilnahme, sie hält sich im Privatzirkel ihres gewohnten Kreises. „Robinson, eine Dichtung" erschien 1924 bei Heinrich F. S. Bachmair, in Pasing bei München als zweiter der Münchner Liebhaberdrucke in 180 Abzügen. Dieser Zyklus von zwanzig Gedichten gibt, sehr rilkisch, Variationen über ein Thema, die im günstigsten Falle strenge, geschloßne lyrische Denkmäler sind, manchmal allerdings nur verschwimmende, äußerliche Spielereien. Die mehr private Gabe „Mit einer Sammlung von Kakteen", (sechs Gedichte, 1926 für die Gesellschaft Münchner Bücherfreunde in 100 Abzügen) ist noch sklavischer in der Rilke-Weis, leider meist ohne Rilkes formale Gelöstheit, Leichtigkeit, selbstverständliche Musik. Die Rilkeform bleibt hier schwerfällig, mühsam, hart, konstruiert. Schließlich kommt eine Übertragung von Paul Verlaines „Les Amies" (für hundert Subskribenten) in der Schreibweise, wie im Klang stefan-georgisch. Bringt also keinen deutschen Verlaine, sondern einen gewaltsam im George-Seminar übersetzten. Der musikalische, schwebende, durch alle Höllen fliegende Erotlyriker wird gewaltsam umgebogen in einen marmornen, klassisch schreitenden, statuarisch alle Kategorien absolvierenden Skandierheros. Versöhnend ist die Ahnungslosigkeit, die der deutschen Übertragung den französischen Text zur Kontrolle gegenüberstellt. Zugegeben sei: liest man nur die deutsche Fassung, so hat man an sich sechs ordentliche Versgebilde in der großen Heidelberger Tradition. Und alle drei Bücher dürften für die Bibliothek eines Bibliophilen das Richtige sein.

Max Herrmann-Neiße.

MARGARET KENNEDY: DIE TREUE NYMPHE

[illegible]

ELEONORA DUSE

[illegible]

Sämtliche hier angekündigten Bücher liefert schnell, porto- und spesenfrei
DAS BÜCHER-KABINETT
G.M.B.H. BERLIN W 62
[illegible]

DER GRÖSSTE BUCHEINDRUCK MEINER KINDHEIT

EINE UMFRAGE

Max Herrmann (Neiße):

„. . . . ja, Kindheit ist ein weiter Begriff. Ich lernte sehr früh lesen, noch ehe ich auf die Schule kam. Aber damals las ich wahllos (und wohl auch verständnislos) durcheinander, was mir an Zeitungen und Büchern erreichbar war. Heute habe ich keine Ahnung mehr von dem, was ich damals las. Später, in der Schulzeit: ich erinnere mich so an verschiedenartige Dinge, wie *Lederstrumpf*, *Gerstäcker*, *Holtei*, die erotisch verwendbaren Bibelstellen, *Max und Moritz* und den *Strummelpeter* lernte ich erst ziemlich spät kennen und las als Kind eigentlich lauter Erwachsenen-Lektüre. Aber ein ganz besonderes Erlebnis war das Märchen vom *Zwerg Nase* von *Hauff*, diese Verzauberung in einen körperhaft Häßlichen ging mich persönlich an, ich wachte und träumte mit diesem Buche, sah seine Situation leibhaftig vor mir (und seine Stimmung umschwebte mich noch viel später, als ich mit „Aloine und Aujust" mein eigenes Märchen, in dramatischer Form, schrieb. Ihr Inhalt: die Mutter eines Knaben stellte eine Mausefalle auf, am Morgen hat sich ein Tierchen gefangen, das sich dabei irgendwie verletzte. Die Mutter will das Tier töten, aber der Knabe hat Mitleid mit dem verängstigten Mäuslein. Er bittet, bis die Mutter ihm gewähren läßt, pflegt die Maus, heilt sie, sie wird ganz zahm, gewöhnt sich an ihn, vertraut ihm, wird ein Haustier, an dem nun auch die Mutter des Knaben ihre Freude hat). Eine illustrierte Chronik des Krieges von 70 und 71 aber, die bei uns im Hause herumlag, flößte mir bereits frühzeitig durch ihre schneidigen Bilder und Berichte ein instinktives Entsetzen und das Gefühl grenzenloser Ablehnung ein."

H. C. ANDERSEN

VON KARL LARSEN

DESIDER KOSZTOLÁNYI

DER BLUTIGE DICHTER

THOMAS MANN

IRIS-VERLAG / FRANKFURT A. M.

Der moderne Führer

3000 Bildern

7.- Rm.

DER GRÖSSTE BUCHEINDRUCK MEINER KINDHEIT

EINE UMFRAGE

Max Herrmann (Neiße):

„ . . . ja, Kindheit ist ein weiter Begriff. Ich lernte sehr früh lesen, noch ehe ich auf die Schule kam. Aber damals las ich wahllos (und wohl auch verständnislos) durcheinander, was mir an Zeitungen und Büchern erreichbar war. Heute habe ich keine Ahnung mehr von dem, was ich damals las. Später, in der Schulzeit: ich erinnere mich so an verschiedenartige Dinge, wie *Lederstrumpf, Gerstäcker, Holtei*, die erotisch verwendbaren Bibelstellen, *Max und Moritz* und den *Struwwelpeter* lernte ich erst ziemlich spät kennen und las als Kind eigentlich lauter Erwachsenen-Lektüre. Aber ein ganz besonderes Erlebnis war das Märchen vom *Zwerg Nase* von *Hauff*, diese Verzauberung in einen körperhaft Häßlichen ging mich persönlich an, ich wachte und träumte mit diesem Buche, sah seine Situation leibhaftig vor mir (und seine Stimmung umschwebte mich noch viel später, als ich mit „Aloine und Aujust" mein eigenes Märchen, in dramatischer Form, schrieb. Ihr Inhalt: die Mutter eines Knaben stellte eine Mausefalle auf, am Morgen hat sich ein Tierchen gefangen, das sich dabei irgendwie verletzte. Die Mutter will das Tier töten, aber der Knabe hat Mitleid mit dem verängstigten Mäuslein. Er bittet, bis die Mutter ihm gewähren läßt, pflegt die Maus, heilt sie, sie wird ganz zahm, gewöhnt sich an ihn, vertraut ihm, wird ein Haustier, an dem nun auch die Mutter des Knaben ihre Freude hat). Eine illustrierte Chronik des Krieges von 70 und 71 aber, die bei uns im Hause herumlag, flößte mir bereits frühzeitig durch ihre schneidigen Bilder und Berichte ein instinktives Entsetzen und das Gefühl grenzenloser Ablehnung ein."

H. C. ANDERSEN

VON KARL LARSEN

DER BLUTIGE DICHTER

THOMAS MANN

IRIS-VERLAG / FRANKFURT A. M.

3000 Bildern

7.- Rm.

BUCH-CHRONIK DES WEIHNACHTSMARKTES (1.)

Dichtung

SHERWOOD ANDERSON: DAS EI TRIUMPHIERT
(Insel-Verlag)

Es ist gleich sehr sympathisch, daß auf dem Umschlag als Artbezeichnung „Amerikanische *Novellen*" steht. Der Unfug mit dem bluffenden Namen *Kurzgeschichten*, für eine als Skizze oder Anekdote längst bewährte Literaturgattung (die — auch journalistisch — besten schrieb Kleist), wird vermieden. Dann sind diese elf Novellen (aber für die knappe Impression „Mutterschaft" ist wohl die Bezeichnung „Novelle" wieder zu hoch gegriffen) keine Saltomortales literarischer Exzentriks, keine seelenlosen, auf ihre seelenlose Mechanik versessenen Reporterkunststücke, keine Detektivgeschichten, Milliardärsmärchen, kein Jägerlatein, kein Börsenwitz, kein Lesefutter für Magazinabonnenten. Aber auch kein müßiges Seelenbespähen, keine kunstgewerbliche Spielerei mit Hysterien. Sondern es handelt sich um psychologische Ereignisse, die solid im Körperlichen begründet sind, es handelt sich um Erlebnisse, die unter dem Wedekind-Stern „Das Fleisch hat seinen eigenen Geist" erblühen, reifen oder welken. In der Hauptsache wird das schwierige, sehr in der Schwebe befindliche Getriebe des Liebeslebens, der erotischen Beziehungen heutiger Welt gestaltet. Ohne Pikanterie und ohne Muckerei, in dieser freien, klaren, gestählten Atmosphäre, die einziger Gewinn der mit Wandervögeln, Muskelprotzerei, Sportsroheit gestraften Gegenwart ist. Die einzelnen Fälle sind absolut exemplarisch. Ein Junge, verrückt auf Vollblutpferde, völlig aufgehend in dieser Sportsleidenschaft, ist am ganzen Leben enttäuscht, als er sein sportliches Ideal, den verehrten Trainer, dabei ertappt, daß ein Weibsbild ihm denselben Glücksrausch schaffen kann wie sein siegessicheres Rassepferd. Enttäuschung ist in unserer Zeit nicht nur des Ahnungslosen, des Anfängers Teil. Die Mädchen brauchen Liebe, ruhiges, geduldiges Geliebtwerden; aber kein Mann ist mehr feinsinnig und geduldig genug dafür. „Wir brauchen Liebe, aber die Beschaffung der Liebespartner für uns ist im Plan der Welt nicht vorgesehen." Auch die Männer brauchen . , dies ist ein noch schwierigeres und verwickelteres Kapitel. Man liebt eine einzige — hier beginnt schon die Fragwürdigkeit: wie vieldeutig und unsicher ist dies Wort „lieben!" — präziser: es gibt nur eine Frau auf der Welt, mit der man leben will. Aber eine andre Frau bemächtigt sich plötzlich mit irgendeinem sinnlichen Reiz unsrer Nerven, der Oberfläche unseres Wesens, und man wünscht sich ganz stark für den Augenblick die andere, ohne daß die Liebe zur Trostgefährtin durch die Unbotmäßigkeit, das Fremdgehen der sinnlichen Gedanken gemindert wird. (Diesen verzwickten Vorgang begreift immer nur die gerade Begehrte.) Ein simpler Werkmeister mit üblicher Familienmickrigkeit, Frau, Schwiegermutter, Kleinkinder-Unappetitlichkeit, verliert sich an ein Mädchen aus seinem Bureau. Nichts Handgreifliches geschieht zwischen den beiden, dies Mädchen ist für ihn das Andere, Liebliche, Ungewöhnliche, und plötzlich ersticht er seine Frau. Grenzenlos einsam sind die Menschen, und ihre Sehnsucht begehrt nach unerlangbarer Schönheit. Ein andrer Ehemann, Vater von zwei Kindern, erlebt sein Damaskus an der Sekretärin. Ein dritter blickt beglückt, durch die Gitterstäbe seines Familienkerkers, auf das freie Blühen eines jungen Mädchens. An der Grenze zu ihrem Frauenschicksal verläßt er sie guten Gewissens. „Auch sie wird eingekerkert werden, aber ich habe nichts damit zu schaffen. Sie wird mir niemals gehören. Meine Hände werden niemals einen Kerker für sie bauen", dachte er mit grimmiger Freude." Erstaunlich freimütig für das prüde Amerika werden hier sexuelle Situationen dinglich dargestellt. Es ist ein kurzgefaßter, zuverlässiger, vernünftiger Realismus, der zugleich die untergründige Sicherheit wahren Dichtertums hat. Er geht bis an die Wurzeln des Geschehens und deutet nicht mit billigem Optimismus die Erscheinungen im offiziell gewünschten Sinne. In diesen Novellen berührt sich die amerikanische Literatur liebevoll mit europäischer Sachlichkeit und Freiheit, der Rummel hat ausgespielt, wesentliche Szenen heutigen Lebens werden gezeigt und gedeutet in einer Form, die straff, beherrscht, kräftig ist.

Max HERRMANN (Neiße)

Kulturgeschichte

NEUERSCHEINUNGEN 1926

GEBRÜDER PAETEL / BERLIN-LEIPZIG

BUCH-CHRONIK DES WEIHNACHTSMARKTES (1.)

Dichtung

SHERWOOD ANDERSON: DAS EI TRIUMPHIERT
(Insel-Verlag)

Es ist gleich sehr sympathisch, daß auf dem Umschlag als Artbezeichnung „Amerikanische *Novellen*" steht. Der Unfug mit dem bluffenden Namen *Kurzgeschichten*, für eine als Skizze oder Anekdote längst bewährte Literaturgattung (die — auch journalistisch — besten schrieb Kleist), wird vermieden. Dann sind diese elf Novellen (aber für die knappe Impression „Mutterschaft" ist wohl die Bezeichnung „Novelle" wieder zu hoch gegriffen) keine Saltomortales literarischer Exzentriks, keine seelenlosen, auf ihre seelenlose Mechanik versessenen Reporterkunststücke, keine Detektivgeschichten, Milliardärsmärchen, kein Jägerlatein, kein Börsenwitz, kein Lesefutter für Magazinabonnenten. Aber auch kein müßiges Seelenbespähen, keine kunstgewerbliche Spielerei mit Hysterien. Sondern es handelt sich um psychologische Ereignisse, die solid im Körperlichen begründet sind, es handelt sich um Erlebnisse, die unter dem Wedekind-Stern „Das Fleisch hat seinen eigenen Geist" erblühen, reifen oder welken. In der Hauptsache wird das schwierige, sehr in der Schwebe befindliche Getriebe des Liebeslebens, der erotischen Beziehungen heutiger Welt gestaltet. Ohne Pikanterie und ohne Muckerei, in dieser freien, klaren, gestählten Atmosphäre, die einziger Gewinn der mit Wandervögeln, Muskelprotzerei, Sportsroheit gestraften Gegenwart ist. Die einzelnen Fälle sind absolut exemplarisch. Ein Junge, verrückt auf Vollblutpferde, völlig aufgehend in dieser Sportsleidenschaft, ist am ganzen Leben enttäuscht, als er sein sportliches Ideal, den verehrten Trainer, dabei ertappt, daß ein Weibsbild ihm denselben Glücksrausch schaffen kann wie sein siegessicheres Rassepferd. Enttäuschung ist in unserer Zeit nicht nur des Ahnungslosen, des Anfängers Teil. Die Mädchen brauchen Liebe, ruhiges, geduldiges Geliebtwerden; aber kein Mann ist mehr feinsinnig und geduldig genug dafür. „Wir brauchen Liebe, aber die Beschaffung der Liebespartner für uns ist im Plan der Welt nicht vorgesehen." Auch die Männer brauchen .. dies ist ein noch schwierigeres und verwickelteres Kapitel. Man liebt eine einzige — hier beginnt schon die Fragwürdigkeit: wie vieldeutig und unsicher ist dies Wort „lieben!" — präziser: es gibt nur eine Frau auf der Welt, mit der man leben will. Aber eine andre Frau bemächtigt sich plötzlich mit irgendeinem sinnlichen Reiz unsrer Nerven, der Oberfläche unsres Wesens, und man wünscht sich ganz stark für den Augenblick die andere, ohne daß die Liebe zur Trostgefährtin durch die Unbotmäßigkeit, das Fremdgehen der sinnlichen Gedanken gemindert wird. (Diesen verzwickten Vorgang begreift immer nur die gerade Begehrte.) Ein simpler Werkmeister mit üblicher Familienmickrigkeit, Frau, Schwiegermutter, Kleinkinder-Unappetitlichkeit, verliert sich an ein Mädchen aus seinem Bureau. Nichts Handgreifliches geschieht zwischen den beiden, dies Mädchen ist für ihn das Andere, Liebliche, Ungewöhnliche, und plötzlich ersticht er seine Frau. Grenzenlos einsam sind die Menschen, und ihre Sehnsucht begehrt nach unerlangbarer Schönheit. Ein andrer Ehemann, Vater von zwei Kindern, erlebt sein Damaskus an der Sekretärin. Ein dritter blickt beglückt, durch die Gitterstäbe seines Familienkerkers, auf das freie Blühen eines jungen Mädchens. An der Grenze zu ihrem Frauenschicksal verläßt er sie guten Gewissens. „Auch sie wird eingekerkert werden, aber ich habe nichts damit zu schaffen. Sie wird mir niemals gehören. Meine Hände werden niemals einen Kerker für sie bauen", dachte er mit grimmiger Freude." Erstaunlich freimütig für das prüde Amerika werden hier sexuelle Situationen dinglich dargestellt. Es ist ein kurzgefaßter, zuverlässiger, vernünftiger Realismus, der zugleich die untergründige Sicherheit wahren Dichtertums hat. Er geht bis an die Wurzeln des Geschehens und deutet nicht mit billigem Optimismus die Erscheinungen im offiziell gewünschten Sinne. In diesen Novellen berührt sich die amerikanische Literatur liebevoll mit europäischer Sachlichkeit und Freiheit, der Bummel hat ausgespielt, wesentliche Szenen heutigen Lebens werden gezeigt und gedeutet in einer Form, die straff, beherrscht, kräftig ist.

Max HERRMANN (Neiße)

Kulturgeschichte

NEUERSCHEINUNGEN

GEBRUDER PAETEL / BERLIN

BUCH-CHRONIK DER WOCHE

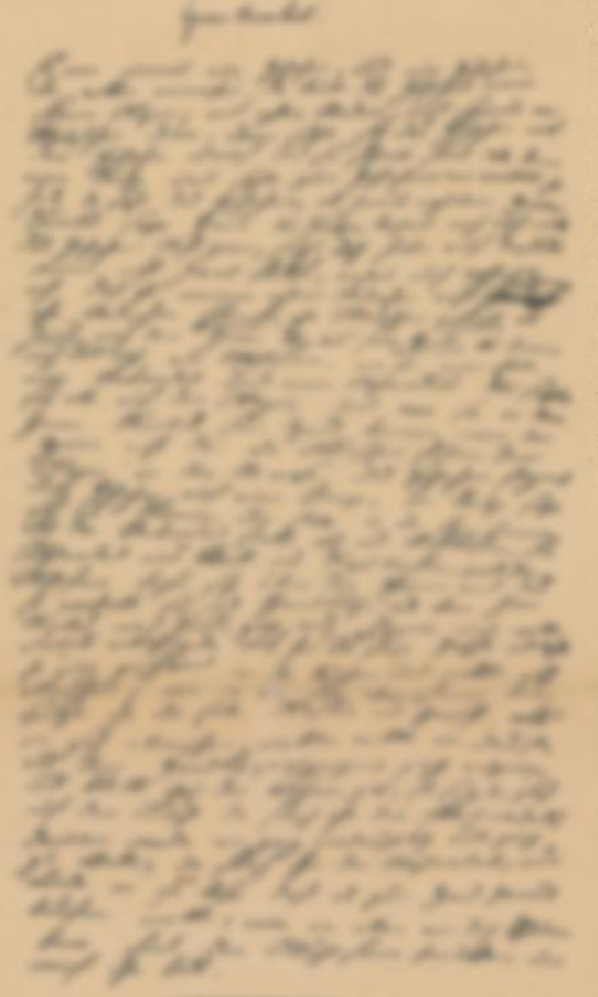
[illegible]

JACOB PALUDAN, VOGEL UMS FEUER

(S. Fischer, Verlag, Berlin)

Die inhaltlichen Grundzüge dieses dänischen Romanes sind nicht neu. Man kennt bis zum Überdruß das ewige Thema nordischer Bücher: dörfliche Idylle wird durch das Eindringen moderner Technik außer Rand und Band gebracht, Kampf zwischen alter und neuer Zeit, etwa so, daß ein vorher weltverlorener Ort an die Eisenbahn angeschlossen werden soll. Dann ist immer ein Dickschädel von Bauer da, der um keinen Preis etwas von seiner Scholle hergeben mag. Es geht hart auf hart, die Enteignungstragödie marschiert. Damit das Lyrische nicht zu kurz kommt, hat dieser ländliche Kohlhaas meist eine Tochter, die just den Ingenieur, Vaters Todfeind, liebt. Ein Krämer, der es hinter den Ohren hat, und ein leicht dekadenter, über den Dingen schwebender, sie „zynisch" glossierender Intellektueller, Marke Ibsens Rank, fehlen selten. Die Stimmungsmaschinerie besorgt die landesübliche Natur, „und die See ging hoch, und der Wind wehte". Bei Paludan bricht der Fortschritt in ein dänisches Fischernest. Ein Hafen soll angelegt werden; der Hofbesitzer Hanby ist der Starrkopf, der sich von seinem Grund und Boden nicht trennen kann. Eine Tochter hat er auch, aber das ärgste bleibt einem erspart, sie hält es nicht mit der Gegenpartei. Auch der verschlagene Krämer und der morbide Doktor, seines Amtes hier Rechtsanwalt, sind vorhanden, und im Leuchtturmdienst zwei Männer aneinandergekettet, die sich nicht leiden können, und sonst noch allerlei Sonderlinge treiben ihr separates Wesen oder Unwesen. So hat er auch noch die übliche nordische Symbolik: die dänischen Dörfler lassen sich wie die dummen Vögel vom trügerischen Glanze einer künstlichen Hochkonjunktur ins Verderben reißen. Denn das großartige Unternehmen geht schlimm aus, am Einweihungstage wird das neue Hafenwerk durch private und höhere Gewalt demoliert. Diesen Schluß stören Kolportagezufälle, die Wirkung ist ein bißchen „Stein unter Steinen", grob ausgeläst, die Hauptfiguren treffen sich am Ende fast so akkurat wie in einem Revuefinale. Dennoch ergreift das Buch mit einer menschlichen, außerhalb des Formalen liegenden Kraft. Der nordische Inhalt ist nämlich eigentlich egal, das Schema wurde zum packenden Menschenschicksal verwandelt. Das Ganze ergibt eine Dichtung, die Welt und Wahrheit von heut enthält. Der etwas billige Aufbauoptimismus des Ausgangs spielt keine Rolle. Das Bürgertum ist durchschaut. Es ist nicht besiegt, wie sich rosige Selbsttäuscher das einreden möchten, im Gegenteil, es steht äußerlich stärker, kompakter, frecher da. Aber es ist vor allen Augen, die sehen wollen und können, völlig entlarvt. Bei Paludan gibt es eine Apothekerfamilie. Es ist dieser saure Typ, dem am verhaßtesten die Menschen sind, „die sich das Leben angenehm machen". Der Dialog solch lieblichen Ehegespanns ist gültig für eine ganze Welt von hämischen Mittelstandstyrannen: „Wenn Tengelsen nach dem Stubenmädchen fragte: ‚Wo ist das Biest?', antwortete sie bereitwillig: ‚Die Kuh hat natürlich Ausgang.'" Unvoreingenommen ist Amerika dargestellt. Der Sohn des Feuermeisters schafft sich drüben eine gute Existenz. Aber das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wird durchaus nicht verklärt als ein elektrisch funktionierendes Zukunftsmärchen, sondern in seiner Schablone enthüllt, und die von allen Magazinen verherrlichte Amerikanerin als fade, fragwürdige, unbegründet anspruchsvolle Pute. Köstlich ist die Melodie des Buches, halb Melancholie, halb Zuversicht. Jugendfreunde zerfallen, aber die Jugendgeliebten, der Mann und die Frau, werden sich nach vielerlei Abwegigkeiten vielleicht noch finden, inzwischen fanden sie beide ihre Freiheit, Selbständigkeit, Persönlichkeit, die Entfaltung ihres schöpferischen Wesens. Und wenn dieser Roman sonst kein Plus hätte, so könnte niemand ihm abstreiten, daß er das Seine straff, herzhaft, entschieden zusammenhält.

Max HERRMANN (Neiße)



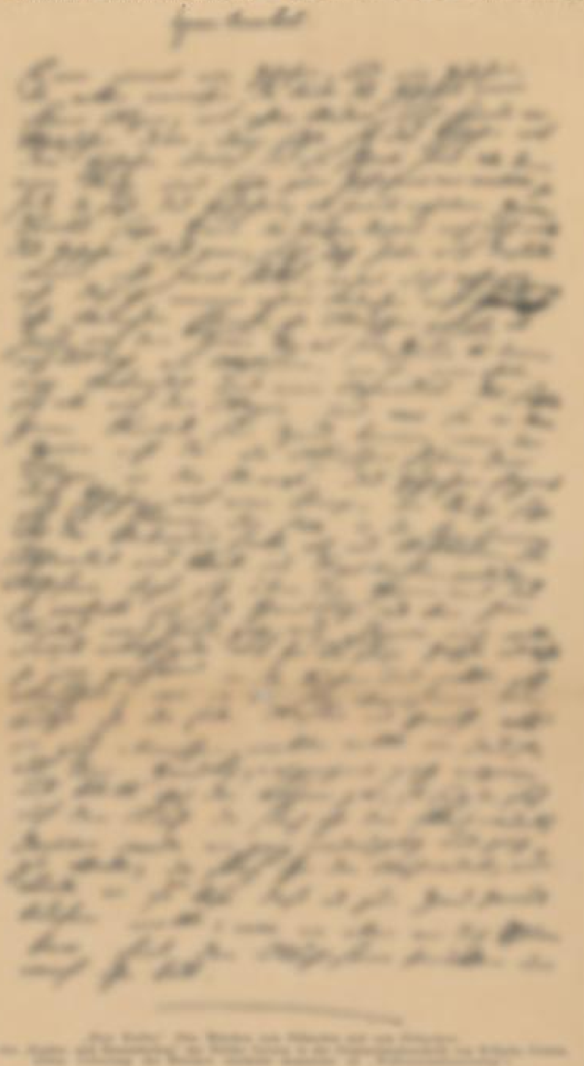
[illegible]

[illegible]

BUCH-CHRONIK DER WOCHE

JACOB PALUDAN, VOGEL UMS FEUER

(S. Fischer, Verlag, Berlin)

Die inhaltlichen Grundzüge dieses dänischen Romanes sind nicht neu. Man kennt bis zum Überdruß das ewige Thema nordischer Bücher: dörfliche Idylle wird durch das Eindringen moderner Technik außer Rand und Band gebracht, Kampf zwischen alter und neuer Zeit, etwa so, daß ein vorher weltverlorener Ort an die Eisenbahn angeschlossen werden soll. Dann ist immer ein Dickschädel von Bauer da, der um keinen Preis etwas von seiner Scholle hergeben mag. Es geht hart auf hart, die Enteignungstragödie marschiert. Damit das Lyrische nicht zu kurz kommt, hat dieser ländliche Kohlhaas meist eine Tochter, die just den Ingenieur, Vaters Todfeind, liebt. Ein Krämer, der es hinter den Ohren hat, und ein leicht dekadenter, über den Dingen schwebender, sie „zynisch" glossierender Intellektueller, Marke Ibsens Rank, fehlen selten. Die Stimmungsmaschinerie besorgt die landesübliche Natur, „und die See ging hoch, und der Wind wehte". Bei Paludan bricht der Fortschritt in ein dänisches Fischernest. Ein Hafen soll angelegt werden; der Hofbesitzer Hunby ist der Starrkopf, der sich von seinem Grund und Boden nicht trennen kann. Eine Tochter hat er auch, aber das Ärgste bleibt einem erspart, sie hält es nicht mit der Gegenpartei. Auch der verschlagene Krämer und der morbide Doktor, seines Amtes hier Rechtsanwalt, sind vorhanden, und im Leuchtturmdienst zwei Männer aneinandergekettet, die sich nicht leiden können, und sonst noch allerlei Sonderlinge treiben ihr separates Wesen oder Unwesen. So hat er auch noch die übliche nordische Symbolik: die dänischen Dörfler lassen sich wie die dummen Vögel vom trügerischen Glanze einer künstlichen Hochkonjunktur ins Verderben reißen. Denn das großartige Unternehmen geht schlimm aus, am Einweihungstage wird das neue Hafenwerk durch private und höhere Gewalt demoliert. Diesen Schluß stören Kolportagezufälle, die Wirkung ist ein bißchen „Stein unter Steinen", grob ausgelöst, die Hauptfiguren treffen sich am Ende fast so akkurat wie in einem Revuefinale. Dennoch ergreift das Buch mit einer menschlichen, außerhalb des Formalen liegenden Kraft. Der nordische Inhalt ist nämlich eigentlich egal, das Schema wurde zum packenden Menschenschicksal verwandelt. Das Ganze ergibt eine Dichtung, die Welt und Wahrheit von heut enthält. Der etwas billige Aufbauoptimismus des Ausgangs spielt keine Rolle. Das Bürgertum ist durchschaut. Es ist nicht besiegt, wie sich rosige Selbsttäuscher das einreden möchten, im Gegenteil, es steht äußerlich stärker, kompakter, frecher da. Aber es ist vor allen Augen, die sehen wollen und können, völlig entlarvt. Bei Paludan gibt es eine Apothekerfamilie. Es ist dieser saure Typ, dem am verhaßtesten die Menschen sind, „die sich das Leben angenehm machen". Der Dialog solch lieblichen Ehegespanns ist gültig für eine ganze Welt von hämischen Mittelstandstyrannen: „Wenn Tengelsen nach dem Stubenmädchen fragte: ‚Wo ist das Biest?', antwortete sie bereitwillig: ‚Die Kuh hat natürlich Ausgang.'" Unvoreingenommen ist Amerika dargestellt. Der Sohn des Feuermeisters schafft sich drüben eine gute Existenz. Aber das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wird durchaus nicht verklärt als ein elektrisch funktionierendes Zukunftsmärchen, sondern in seiner Schablone enthüllt, und die von allen Magazinen verherrlichte Amerikanerin als fade, fragwürdige, unbegründet anspruchsvolle Pute. Köstlich ist die Melodie des Buches, halb Melancholie, halb Zuversicht. Jugendfreunde zerfallen, aber die Jugendgeliebten, der Mann und die Frau, werden sich nach vielerlei Abwegigkeiten vielleicht noch finden, inzwischen fanden sie beide ihre Freiheit, Selbständigkeit, Persönlichkeit, die Entfaltung ihres schöpferischen Wesens. Und wenn dieser Roman sonst kein Plus hätte, so könnte niemand ihm abstreiten, daß er das Seine straff, herzhaft, entschieden zusammenhält.

Max HERRMANN (Neiße)